



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das war auch jetzt nicht anders. Die Zurückhaltung war womöglich noch größer, jedenfalls bei Niels, aber die Freundschaft war darum nicht geringer, und ihr Haupteckstein war jetzt, wie auch früher, Niels Lyhnes Bewunderung für das Frische, Lebensfrohe, das Erik eigen war, daß er sich so heimisch im Leben fühlte, so bereit, zuzugreifen und zu nehmen. Aber Niels konnte sich nicht verbergen, daß die Freundschaft ziemlich einseitig war, nicht etwa weil Erik des wahren Freundschaftsfinnes entbehrte oder weil er kein Zutrauen zu Niels hatte. Im Gegenteil, es konnte wohl niemand eine höhere Meinung von Niels haben als gerade Erik, er glaubte ihn sich so weit überlegen an Begabung, daß von Kritik keine Rede sein konnte, aber gleichzeitig mit dieser blinden Anerkennung hielt er auch das, womit Niels sich beschäftigte, wie das, was seine Gedanken in Anspruch nahm, für weit über den Gesichtskreis hinausreichend, den er mit seinen Augen erreichen konnte. Er war fest überzeugt, daß Niels auf dem Wege, den er sich erwählt hatte, vorwärts kommen würde, aber er war ebenso überzeugt, daß sein Fuß nichts auf diesem Wege zu suchen habe, und deswegen betrat er ihn gar nicht.

Das war nun freilich ein wenig hart für Niels, denn obwohl Eriks Ideale nicht die seinigen waren und dasjenige, welchem Erik in seiner Kunst Ausdruck verleihen wollte, das Romantische oder das Sentimental-Romantische, ihm keineswegs sympatisch war, so konnte er doch persönlich eine breitere, vielseitigere Sympathie empfinden und darin getreulich der Entwicklung des Freundes folgen, sich mit ihm freuen, wenn er Erfolge hatte, seine Hoffnung aufs neue befeelen, wenn er stillstand.

So kam es, daß die Freundschaft eine einseitige war, und es war nicht zu verwundern, daß es Niels jetzt, wo sich so viel Neues in ihm Bahn brach und deswegen das Bedürfnis sich mitzuteilen und verstanden zu werden doppelt groß war, klar ward, wie unzulänglich diese Freundschaft war, und daß er, dadurch erbittert, den bis dahin so rücksichtsvoll beurteilten Freund einer schärfern Kritik unterzog. So entstand ein trauriges Gefühl der Vereinsamung in ihm; es war, als wenn alles, was er aus der Heimat mitgebracht, was er von Kindheit auf besessen hatte, von ihm abfiel, ihn fahren ließe, als wenn er vergessen, verlassen wäre. Die Thür, die zu dem Alten führte, war verriegelt, und er stand mit leeren Händen davor und allein; was er entbehrte, was er verlangte, mußte er sich selber erringen, neue Freunde, ein neues Heim, einen neuen Herzensraum und neue Erinnerungen.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Das Wort „Töchterchule.“ Gegenüber den wenn auch nicht gerade verteidigenden, so doch einigermaßen entschuldigenden Zeilen, in denen Gotthold Kreyenberg in seinem Aufsatz „Die Bildung der Töchter höherer Stände“ im elften Hefte der diesjährigen Grenzboten den Ausdruck „Töchterchule“ bespricht, schreibt uns ein anderer unsrer geschätzten Mitarbeiter:

Keller rechnet in seinem „deutschen Antibarbarus“ unter die Gallizismen und wohlfeilen Vornehmthuereien auch den Ausdruck „Töchterchule.“ Töchter sind die

Mädchen doch nur den Eltern, nicht aber der Schule gegenüber. Man müßte ja, wenn der Ausdruck berechtigt wäre, auch von Söhneschulen sprechen können. (In Stuttgart bestand allerdings ums Jahr 1860 ein „Pensionat für Söhne“; zum Glück scheint das aber keine Nachahmung gefunden zu haben.) Und warum soll denn die deutsche Sprache geüffentlich die Armut der französischen nachahmen, die für Mädchen und Tochter nur das Wort *fille* hat? Im sechzehnten Jahrhundert gründete man „Mägdeinschulen,“ und wenn in einer Schulordnung das Wort „Töchterlein“ vorkam, so war es an einer Stelle, wo den Eltern ins Gewissen geredet wurde, auch die Mädchen in die Schule zu schicken. Aufgekommen ist der Name „Töchter Schule“ erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Ludwig Fahn schreibt darüber in seinem „Deutschen Volkstum“ (1810): „Mädchenschulen — so hieß es sonst und so muß es auch wieder heißen. Töchter giebt es nur im Verhältnis zu den Eltern; Mägdelein ist die Bezeichnung des weiblichen Geschlechts in einem gewissen Lebensalter. Eine einzelne Familie kann eine Töchter Schule haben. Für eine allgemeine Bildungsanstalt ist der Ausdruck übel gewählt und sprachwidrig. Vielleicht hat die Treibhausucht der Eltern, die ihre Kinder nie frühzeitig genug großziehen können, dieses sinnlose Wort erfunden und die Affentliebe hat dadurch zu verstehen geben wollen: Nur in zarter Jugend giebt es Töchter, sonst gleich darauf Damen! Welcher Falschmünzer dies widersinnige Wort geprägt, ist mir unbekannt. Von Zürich aus ist es seit 1774 in Umlauf gekommen. Unschuldige Gelegenheit zur weitem Verbreitung gab höchst wahrscheinlich Stube in dem kurzen, aber immer noch lesenswerten Aufsätze: Ueber die Anlegung öffentlicher Töchter Schulen (im zweiten Fragment von Campens ungenügten Mitteln zur Beförderung der Industrie. Wolfenbüttel, 1786). Dem scheinen gefolgt zu sein Usteri (Ueber die Töchter Schule in Zürich) und Hartung (Kurze Nachricht von der Einrichtung der Berliner Töchter Schule. Berlin, 1792); endlich Riemeyer, durch den die Benennung gemein geworden.“ In Zürich scheint übrigens noch jetzt das Wort „Tochter“ für Mädchen sehr gebräuchlich zu sein. In Züricher Zeitungen vom Jahre 1886 finden sich zahlreiche Anzeigen, in denen eine Tochter eine Stelle sucht oder bekannt macht, daß sie ihr „Portemonnaie“ verloren habe. Ein vereinzelt Vorkommnis, aber ein würdiges Seitenstück zu den in den Zeitungen angepriesenen „höheren Töchter Schulen,“ „Privattöchter Schulen“ u. s. w. ist eine Anzeige in der Frankfurter Zeitung vom Jahre 1877 (Nr. 184), durch welche eine „Versteigerung von Damen- und Töchterstiefeln“ angekündigt wird.

Ein Preisausschreiben. Der 1. Juli d. J. soll der litterarischen Welt ein neues Wunder bescheeren: den Wahrheitsbeweis nämlich für die „Wiedergeburt des Menschen.“

Keine geringere Geistesinstanz als der freilich inzwischen in der Verschmelzung aller deutschen Schriftsteller aufgegangene „Vorstand des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes“ zu Leipzig hat im vergangnen Jahre, zur Ermöglichung einer mit ihrem Sonderzwecke allerdings durchaus in das Gebiet der Luftschlöffer zu verweisenden „August Jenny-Stiftung,“ ein im Druck von Dswald Mügge in Leipzig in zwei Veröffentlichungen vom 15. Februar (bez. 10. Oktober) und vom 6. Juli 1887 erschienenes „Preisausschreiben“ an alle deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen erlassen, um jenen Wahrheitsbeweis — auf Kosten der Wahrheit natürlich! — zu erbringen. Lessing mit den Schlußparagrafen seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ soll nolens volens dazu herhalten.

Man darf gespannt sein, zu erfahren, wie sich die deutschen „Ritter und

Amazonen vom Geiste“ zu diesem feierlichen, nicht allein Ehre und Ruhm, sondern auch ganz erkleckliche Sümmdchen versprechenden Aufrufe gestellt haben.

Wenn nur das von Herrn August Jenny mit einem Opfer von zehntausend Mark so heiß ersehnte, von der genannten hohen Geistesinstanz nach kunstvoll entworfenem Bauriß der deutschen Ritterschaft vom Geiste so warm zum Aufsbau empfohlene Lustschloß nicht bleiben müßte, was es eben ist — ein Lustschloß!

Wird wohl der Bauherr-Schwärmer, Arm in Arm mit ernstern Männern der Wissenschaft und Baukunst, die diesmal allerdings ihres Ernstes schwerlich eingedenk gewesen sein dürften, wirklich Wirrköpfe oder Eulenspiegel als Bauleute an besagtem Lustschloß im weiten deutschen Reiche gefunden haben?



Litteratur.

Lutherdrucke auf der Hamburger Stadtbibliothek. Von A. von Dommer. 1516—1523. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1888.

Zu den Schätzen der Hamburger Stadtbibliothek gehört unter andern eine außerordentlich reiche Sammlung von Originaldrucken und frühesten Nachdrucken Lutherischer Schriften. Das vorliegende Buch verzeichnet und beschreibt deren allein aus den Jahren 1516 bis 1523, also den ersten acht Jahren von Luthers schriftstellerischer Thätigkeit, über 400 aus 14 verschiedenen Druckstädten, unter denen Wittenberg, Leipzig, Augsburg, Nürnberg, Straßburg und Basel obenan stehen. Aber wie verzeichnet es sie! Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß alte Drucke noch nie und nirgends mit solcher Sorgfalt und Genauigkeit beschrieben worden sind wie in diesem Buche, und abgesehen von einer kleinen Neufferlichkeit, die wir nicht nachahmen oder zur Nachahmung empfehlen möchten, nämlich der etwas weit gehenden Vorliebe des Herausgebers für Abkürzungen, für die er sich überdies eine eigentümliche Manier zurechtgemacht hat (Drr Exx Ausgg Abbrevv Optzz u. s. w.) stehen wir nicht an, dieses Verzeichnis von Lutherdrucken als schlechtthin mustergiltig zu bezeichnen. In erster Linie wird das Buch natürlich Bibliothekaren, Antiquaren und Sammlern zu gute kommen. Sie werden dem Herausgeber gewiß alle dankbar sein für das wundervolle Hilfsmittel, das er ihnen für ihre eignen Arbeiten auf diesem Gebiete in die Hand gegeben hat. Wer aber glauben wollte, daß die Bedeutung des Buches damit erschöpft sei, würde sehr irren; es ist mehr als eine bloße bibliographische Arbeit, es enthält neben und zwischen dem rein äußerlichen bibliographischen Material so viel lehrreiche sachliche Hinweise und Winke, daß es auch für die wissenschaftliche, das will sagen für die reformationsgeschichtliche Forschung, z. B. zur Entscheidung chronologischer oder textkritischer Fragen, fortan ein unentbehrliches Hilfsmittel sein wird. Zu bedauern ist nur, daß dieses Buch nicht zehn Jahre früher erschienen ist; welchen Gewinn hätten die ersten Bände der begonnenen großen Weimarer Lutherausgabe davon ziehen können! Hoffentlich kommt es den folgenden Bänden noch zu gute, und hoffentlich findet der Herausgeber alles, was ihn zur Fortsetzung seiner Arbeit ermuntern kann: Zeit, Kraft und die wohlverdiente Anerkennung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.